

A man with glasses and a goatee, wearing a dark blue button-down shirt and dark trousers, is sitting on a wooden bench. He is looking directly at the camera. The background consists of a concrete wall with some green plants and a building in the distance. The overall scene is outdoors.

FALKO LIECKE
BRENNPUNKT
DEUTSCHLAND

Armut, Gewalt, Verwahrlosung
Neukölln ist erst der Anfang

QUADRIGA

FALKO LIECKE
Brennpunkt Deutschland

FALKO LIECKE
mit **HANNES REHFELDT**

BRENNPUNKT DEUTSCHLAND

**Armut, Gewalt, Verwahrlosung
Neukölln ist erst der Anfang**

QUADRIGA

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen.

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Originalausgabe

Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Außenlektorat: Ulrike Strerath-Bolz

Umschlaggestaltung: Kristin Pang

Einband-/Umschlagmotiv: © Annette Hauschild/OSTKREUZ

Satz: two-up, Düsseldorf

Gesetzt aus der Crimson

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86995-117-1

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter quadriga-verlag.de

Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

Inhalt

Prolog

Warum sich unsere Zukunft hier entscheidet 7

TEIL 1: DIE PROBLEME DES »PROBLEMBEZIRKS« 11

Drogen, Verwahrlosung und Menschen am Abgrund 12

Tote Säuglinge und hilflose Frauen 31

Wie der Kiez sich selbst »empowert« 42

Die Schule des Verbrechens 48

Der Mord an Uwe Lieschied 60

Tod durch Überforderung 70

Das Passwort zum Aufstieg 84

Gesundheitsamt mit Wumms 92

Die Pandemie in Neukölln 100

Der Hass wächst nicht nur im Netz 119

TEIL 2: DIE CLANS UND NEUKÖLLN 131

Raubzüge, Morde und Staatsverachtung 132

Woher sie kommen 149

Die Namen 159

Mit dem AMG zum Jobcenter 170

Das Selbstverständnis der Clans 175

Datenschutz soll Daten schützen. Nicht Täter. 182

Kriminell von Kindesbeinen an 187

Kinderschutz gilt auch in Clanfamilien 199

Aus der Familie kann man nicht aussteigen 213

Verharmlosung aus den eigenen Reihen 217

TEIL 3: EXTREMISMUS VON ALLEN SEITEN	223
Das Kopftuch ist ein Symbol	224
Wenn das Problem nicht Rassismus heißen darf	253
Rechtsextremistische Anschläge	261
»Ene, mene, muh – und raus bist du«	266
Die »Offenheit« linksextremistischer Staatsverächter	273
Epilog – Der Mut, den Deutschland braucht	279
Addendum: Die Wahl	284

Prolog

Warum sich unsere Zukunft hier entscheidet

Wer wie ich seit mehr als fünfundzwanzig Jahren Kommunalpolitik im Berliner Bezirk Neukölln macht, ist durch nichts mehr zu überraschen. Möchte man denken. Ich kenne die Verwahrlosung in einer Stadt, die zwar einen sozialen Anspruch hat, aber oft schon an einfachster Hilfe für Obdachlose, Flüchtlinge oder einsame Senioren scheitert. Ich kenne den offenen Drogenhandel in den Grünflächen und U-Bahnhöfen, den menschenunwürdigen Konsum schwerster Betäubungsmittel in Parks und Hauseingängen mit all seinen schrecklichen Auswirkungen auf suchtkranke Menschen, Anwohner und Stadtbild. Ich kenne die krasse Kriminalität arabischstämmiger Clans und verabscheue den Herrschaftsanspruch, der mit ihrem Proll-Gehabe und damit einhergehenden Auftreten auf unseren Straßen klarmachen will: »Wir sind Chef hier!«. Das sind sie nicht und werden es nie sein. Und als Jugendstadtrat kenne ich die teils brutale Gewalt, mit der schon Kinder und Jugendliche aufwachsen, von der sie geprägt werden und die sie als einziges ihnen bekanntes Zeichen von Stärke auf der Straße an andere weitergeben.

Mit welcher Selbstverständlichkeit ich am 31. August 2020 auf offener Straße von mehreren Mitgliedern des bundesweit bekannten Al-Zein-Clans angepöbelt und bedroht wurde, hat mich aber dennoch kalt erwischt. Kleine Kinder waren das. Kinder, die offenbar schon in jungen Jahren ihren Versagerbrüdern nacheifern und keinerlei Hemmungen vor offener Androhung von Gewalt haben.

Ich war bei einer Parteiversammlung am gerade frisch eingeweihten Leuchtturm der Neuköllner Bildungspolitik: dem

Campus Rütli. Unmittelbar vor der Veranstaltung kamen vor der nagelneuen, aber schon mit verschiedensten Tags und zweifelhaften Kunstwerken beschmierten Quartiershalle drei Männer im Alter von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren um die Ecke. Sie riefen meinen Namen, fragten aufgeregt und mit szenetypischen Droh- und Machtgebärden, warum ich ihnen die Kinder wegnehmen wolle, und kamen immer näher. Sie seien ja stolze Mitglieder des Al-Zein-Clans und wollten wissen, ob sie denn auch alle kriminell seien. Offenbar war ihnen das Titelblatt einer Berliner Boulevardzeitung von vor knapp einem Jahr noch in guter Erinnerung. Auch wenn ich bezweifle, dass sie mehr als die Schlagzeile »Nehmt den Clans die Kinder weg« gelesen oder verstanden hatten.

Sie machten Fotos und Videos von mir und redeten gleichzeitig heftig auf mich ein. Besonderen Wert legten sie darauf, dass ich zwischendurch auch ihre teuren Uhren zur Kenntnis nahm. Mehrmals wiesen sie auf die klobigen, glitzernden und recht unhandlich wirkenden Zeitmesser an ihren Handgelenken hin. Mir kam zwischenzeitlich der Gedanke, ob sie denn mit den ganzen Zahlen auf den Ziffernblättern auch etwas anzufangen wüssten, ich disziplinierte mich aber schnell wieder. Die Fehlschläge sozialdemokratischer Bildungspolitik, die Berlin in den letzten Jahrzehnten durch eine ausschließlich von der SPD geführte Bildungsverwaltung erleiden musste, waren gerade nicht mein größtes Problem.

Das Ganze sollte bedrohlich und einschüchternd wirken. Sie wollten mir verdeutlichen, wer in »ihrem« Teil von Neukölln die Ansagen macht. Und ich kann mir gut vorstellen, dass das bei anderen Menschen sehr gut funktioniert.

Bei mir nicht. Zu einem kleinen Teil aus Trotz, zum größten Teil aus dem Wissen um meine Rolle als Vertreter des Staates und der ihn tragenden Mehrheitsgesellschaft gab ich nicht klein bei. Die Stimmung wurde aggressiver, die Clanmitglieder bauten sich vor mir auf, kamen näher, pushten sich selbst immer

weiter hoch, wurden kurzatmiger und bedrohlicher. Es war das Standardrepertoire einer Klientel, für die ich neben einem guten Teil Verachtung nur Mitleid empfinde.

Ein Parteifreund, von Beruf Polizist und entsprechend geübt im Auftreten, kam zufällig hinzu, sodass die Männer von mir ablassen mussten. Auf dem Rückzug keiften sie noch einige Beleidigungen, und es fiel ein Satz, der mich aufhorchen ließ: »Pass auf deine Kinder auf. In Neukölln gibt es leicht mal einen Toten.«

Direkt im Anschluss kamen mehrere Halbwüchsige von schätzungsweise acht bis zwölf Jahren auf mich zu. Mit Ketten-schlössern und Steinen »bewaffnet«, warfen sie mit Beleidigungen um sich, deren Bedeutung sie meist selbst wohl nicht vollständig erfassen konnten. »Deutscher piç«¹, »Hurensohn«, »Scheiß-Kartoffel«. Immerhin äußerten sie ihre Meinung über mich überwiegend in verständlicher deutscher Sprache. Zarte Knospen eines ersten Bildungserfolgs? Immer positiv denken!

Eine weitere Eskalation konnte ich zusammen mit meinen Parteifreunden verhindern, aber die Absicht war klar. Aus der Sicht der Angreifer hatten weder ein »verfickter Hurensohn« wie ich noch die CDU etwas in »ihrem« Kiez verloren. Eine Haltung, die linke Avantgarde, Clanfamilien und rechtsextremistische Brandstifter gemeinsam haben. Wir sollten uns also schleunigst »verpissen«. Später stellte sich heraus, dass auch die Kinder – alles Jungs – aus dem Al-Zein-Clan stammen.

Diese nur ungefähr zehn Minuten dauernde Szene könnte für andere eine Initialzündung, ein persönlicher Ansporn für mehr politischen Einsatz gegen Clans, Jugendkriminalität und allgemeine Verwahrlosung sein. Wieder andere würde es einfach so hinnehmen und wären dankbar, dass nicht mehr passiert ist. *Al-Hamdu-li-'llah*. Für mich war es nur eine weitere Bestätigung für das, was in Neukölln schief läuft und wogegen ich seit mehr

1 Türkischer Sammelbegriff für »Bastard«, »Hurensohn«.

als zwölf Jahren als Lokalpolitiker kämpfe, die Hälfte dieser Zeit noch an der Seite von Heinz Buschkowsky: Clans, Jugendkriminalität, Gewalt, Autoritätsverlust, Staatsverachtung, Desintegration und allgemeine Verwahrlosung.

Die kompromisslose Gewaltbereitschaft, der grenzenlose Hass und die ins Gesicht geschleuderte Verachtung von allem, wofür unser Land steht, lässt vermutlich niemanden unbeeindruckt zurück. Für mich war das Erlebnis daher auch eine von vielen Bestätigungen, dass mein Kurs richtig ist. Und dass wir alle, die Politik, aber auch jeder Einzelne aus der Mitte der Mehrheitsgesellschaft, noch viel Arbeit vor uns haben. In Neukölln entscheidet sich Deutschlands Zukunft: Entweder wir schaffen das – oder eben nicht. Wobei Letzteres keine Option ist, die ich jemals akzeptieren würde. Aufgeben kommt für mich, selbst angesichts direkter Bedrohungen, nicht infrage.

Die Probleme in Neukölln sind so vielfältig wie seine 330 000 Einwohner aus über hundertsechzig Nationen. In jedem Politikbereich kann ich aus jahrelanger Praxis Dutzende offene Flanken aufzählen, die das Leben in diesem Brennglas der Republik prägen. Manches wird Lesern aus Köln, Dortmund, Essen, Bremen oder Frankfurt bekannt vorkommen. In ihrer geballten Wucht gibt es sie aber wohl nur in Neukölln. Einige von ihnen liegen mir besonders am Herzen. Um sie geht es in diesem Buch.

TEIL 1

**DIE PROBLEME DES
»PROBLEMBEZIRKS«**

Drogen, Verwahrlosung und Menschen am Abgrund

Wenn ich vom Rathaus Neukölln zum nur einen Kilometer Luftlinie entfernt an der berühmten Hermannstraße gelegenen Anita-Berber-Park fahre, geht das am besten mit den U-Bahnlinien 7 und 8. Wer sich im U-Bahnhof Rathaus Neukölln den Bahnsteig entlangwagt, hört sie von Weitem und riecht sie nur Sekunden später: Mehrfach suchtkranke Menschen, immer wieder die gleichen, die hier auf den Bänken im Bahnhof sitzen, viel Alkohol trinken und sich hin und wieder lautstark streiten. Worrüber, erfährt man so gut wie nie. Vermutlich wissen sie es oft selber nicht. Es stinkt fast im gesamten Bahnhof nach schalem Bier, Urin und dem Qualm billiger Zigaretten. Diese offene Trinkerszene ist seit Jahrzehnten ein ungelöstes Ärgernis.

Die für die Bahnhöfe verantwortlichen Berliner Verkehrsbetriebe beteuern stets pflichtschuldig ihren Wunsch, diese Situation zu beenden, zucken aber allzu oft mit den Schultern, wenn es um konkrete Maßnahmen geht. Ich kenne die Probleme des Unternehmens, auf hundertfünfundsiebzig U-Bahnhöfen mit über hundertfünfundfünfzig Kilometern Streckennetz für Ordnung zu sorgen. Es ist nicht so, dass sie nicht wollen. Aber oft fehlt es an der praktischen Umsetzung vor Ort.

Ordnungsamt und Polizei sind nicht zuständig, und mehr als gut gemeinte Ansprachen und sporadische Platzverweise, die kaum länger halten als der letzte Rest in der Bierflasche, sind meist nicht drin. Wenn dann das jedenfalls nach Wahrnehmung der meisten Berliner spärlich eingesetzte Sicherheitspersonal der Verkehrsbetriebe eher mit einem aggressiv gebrüllten »Warum machst du ḥarām?« auffällt statt mit Seriosität und Freundlichkeit, wirken sie eher wie ein Teil des Problems als eins der Lösung. Sicherheit fühlt sich für viele Menschen einfach anders an. Damit wird das selbst gewählte und in millionenschweren PR-Kampagnen gepflegte Bild des modernen Unternehmens mit Spaßfaktor nachhaltig untergraben.

Der mit Graffiti beschmierte Zug der U7 fährt in den Bahnhof ein. Ich meide den ersten Waggon, in dem es nach Erbrochenem und altem Bier stinkt, und steige mit zwei Dutzend weiteren Fahrgästen in den zweiten Waggon in Richtung Spandau bei Berlin. Heute werde ich das Problem mit den Trinkern auch nicht lösen.

Nach weniger als einer Minute Fahrt fährt der Zug in die nächste Station. Es ist der Hermannplatz direkt an der Grenze zum Nachbarbezirk Friedrichshain-Kreuzberg. Besser wird es hier nicht. Im Gegenteil, hier kreuzen sich die beiden Berliner Drogenlinien U7 und U8. Die Lebensadern des Heroinhandels in der deutschen Hauptstadt, entlang derer sich wie eine unregelmäßige Perlenkette die Konsum-Hotspots aufreihen. Der Hermannplatz ist gleichzeitig einer der größten Umsteigepunkte in Berlin. Tausende Menschen jeden Tag, die meist mit Smartphone in der Hand, Kopfhörern im Ohr und strikt nach unten gerichtetem Blick die schreckliche Realität auszublenden versuchen.

Kaum jemanden stört es wirklich, wenn sich in der Ecke des Bahnhofes eine kümmerliche Gestalt Heroin kocht und kurz darauf mit zittriger Hand die Spritze ansetzt. Wenn nach jahrelangem Konsum die Armvenen vernarbt und verstopft sind, landet die Nadel oftmals zwischen den Zehen oder mit heruntergelassener Hose in der Leiste. Manchmal auch unter der Zunge, wobei das viel Übung und eine ruhige Hand erfordert. Übung haben sie alle, eine ruhige Hand nicht. Eine eher selten praktizierte Variante ist die Injektion in den After. Der Szenebegriff dafür lautet »up your bum«, und es ist sogar eine der schonenderen Konsummethoden, da keine Nadel verwendet wird. Wenn es so etwas wie »schonenden Heroinkonsum« überhaupt gibt.

Allein die Vorstellung der verschiedenen Arten, Gift in seinen Körper zu befördern, lässt mich immer wieder erschauern. Wer so etwas macht, hat unvorstellbare Probleme und braucht dringend Hilfe. Die meisten Leute haben sich an den Anblick von Menschen am Abgrund allerdings gewöhnt. Es ist Alltag, gerade

in der anonymen Innenstadt einer Metropole wie Berlin. Im hippen »Kreuzkölln« am Maybachufer finden manche jungen Hipster, dass die Obdachlosen mal ein wenig ihr immer weiter anwachsendes Zeltlager an der Böschung des Landwehrkanals aufräumen könnten. Aber ansonsten sei das halt immer noch besser als Gentrifizierung.

Mich stört es noch immer so richtig. Und viele Anwohner, die so etwas nicht nur im Vorbeigehen, sondern mitten in ihrem Kiez ertragen müssen, stört es erst recht. In den Sommermonaten erreichen mich regelmäßig Schreiben von Bürgern, die den Mut haben, ihren Mund aufzumachen, und denen es schon lange reicht. Aber auch hier bestimmt das Schulterzucken der Zuständigen eher das Bild, als dass es zu handfestem und wirklich nachhaltigem Eingreifen kommt.

Ich fahre mit der U8 wieder in Richtung Süden und gelange nach einem kurzen Halt am U-Bahnhof Boddinstraße – hier steht eines der größten Jobcenter Deutschlands – zum U-Bahnhof Leinestraße. Auf der Zwischenebene liegen Spritzenreste, Blut, Kot und Urin. Es stinkt. Mit mir steigt ein kleines Mädchen mit viel zu großem buntem Schulranzen aus dem Zug und läuft zielstrebig zum südöstlichen Ausgang. Es scheint den an eine speckige Säule gelehnten afrikanischen Dealer nicht zu bemerken und ignoriert bemüht den menschlichen Unrat am Fuße der hoffnungslos verschmutzten Treppe. Normalität in diesem Teil von Neukölln.

Direkt am südwestlichen Ausgang liegt der Eingang zum Anita-Berber-Park. Ein ehemaliger Friedhof, inzwischen eine lang gezogene Grünanlage mit direktem Anschluss an die größte innerstädtische Freifläche der Welt. Wer den von Bäumen gesäumten schnurgeraden Weg in Richtung Sonnenuntergang spaziert, dem bietet sich nach fünfhundert Metern die herzeröffnende Weite des Tempelhofer Feldes, das leicht nach Westen hin abfällt. Auch mit Randbebauung auf dem ehemaligen Flug-

hafengelände bliebe es beeindruckend und könnte zusammen mit dem Anita-Berber-Park ein schöner Ort, eine grüne Oase mitten in der lauten und dreckigen Metropole sein.

Wenn dieser Ort nicht wie viele andere Parks und Straßenzüge in Neukölln vollkommen vermüllt und verdreckt wäre. Um die 10 000 Kubikmeter Müll sammelt die Berliner Stadtreinigung jedes Jahr aus dem öffentlichen Raum im Bezirk auf. Das sind ungefähr vier olympische Schwimmbecken voll. Jeden Tag erreichen die Neuköllner Verwaltung im Schnitt vierunddreißig Beschwerden von Bürgern, die es satthaben. Über zwölftausend im Jahr. Und trotz Verlängerung der Dienstzeiten des Ordnungsamtes, trotz privater Sicherheitsdienste, die Verursacher auf frischer Tat stellen sollen, trotz teurer PR-Kampagnen, die letztlich nur zum persönlichen Vorteil einer ehemaligen Bezirksbürgermeisterin gestartet wurden, ändert sich am eigentlichen Zustand seit Jahren nichts.

Ich weiß nicht, ob Sie – wenn Sie beispielsweise im Hochsauerlandkreis oder in der Brandenburgischen Elbtalaue leben – sich das Ausmaß des Mülls auf den Straßen, Hinterhöfen und Parks vorstellen können. Hier jedenfalls landen buchstäblich ganze Wohnungseinrichtungen mitten auf dem Gehweg. Matratzen, Stühle, Kühlschränke, Katzenklos, Couchgarnituren, Lampen, Hausmüll. Was auch immer Sie sich vorstellen können, es liegt hier auf der Straße. Und wenn erst einmal etwas daliegt, kommt schnell noch viel mehr hinzu. Besonders dreist wird es, wenn an offensichtlich unbrauchbaren Schrott ein Schild mit der Aufschrift »Zu verschenken« geklebt wird. Ein ganz billiger Versuch, seiner Faulheit und Verwahrlosung einen Anstrich von Nachhaltigkeit und Selbstlosigkeit zu geben. Es gibt mittlerweile ganze Ecken, in denen diese selbst organisierten Versuche einer »sharing economy« zu massiver Vermüllung des öffentlichen Raumes und kaum noch passierbaren Gehwegen geführt haben.

Mit dem Müll kommen die Ratten, gegen die mein Gesund-

heitsamt immer nur punktuell vorgehen kann. Sie sind in Berlin mit bis zu zehn Millionen Exemplaren ohnehin weit mehr als doppelt in der Überzahl.

Das größte Ärgernis ist aber illegal abgeladener Gewerbemüll. Er wird ganz gezielt in den Abend- und Nachtstunden im Bezirk verteilt, um Entsorgungskosten zu sparen. Dachpappe, Farbeimer, Dämmstoffe und Elektroschrott. Wo gegen Müll aus Privathaushalten vielleicht der kostenfreie Sperrmülltag helfen könnte, muss der Bezirk gegen diese kalkulierte Vermüllung knallhart vorgehen. Weil bisher nichts geholfen hat, ist auch mal ein wenig Kreativität erlaubt. Natürlich können wir Videotechnik einsetzen. Aber auch ungewöhnliche Maßnahmen wie verdeckte Ermittler, die sich mitten in der Nacht auf die Lauer legen, kann ich mir gut vorstellen. Wenn wir endlich hart durchgreifen und Bußgelder verhängen, die richtig wehtun, spricht sich das schnell rum. Was in diesem Bereich bislang gelaufen ist, ist trotz großspuriger Ankündigungen viel zu zaghaft, viel zu wenig und viel zu spät.

Seit Jahren ist der Anita-Berber-Park außerdem einer der Schwerpunkte des Konsums schwerer Drogen und neben der Schönleinstraße auf der anderen Seite des Hermannplatzes das Symbol für die schier menschenverachtende Verwahrlosung durch den Konsum illegaler Betäubungsmittel. Hier findet sich alles, was Menschen zurücklassen können. Wer es nicht gesehen hat, kann sich die Zustände in diesem Dreckloch nicht vorstellen. Schon kurz hinter dem Eingang befindet sich auf einer Wiese eine Art Treffpunkt: eine Sitzgruppe aus Baumstämmen. Verdreckt mit haushaltsüblichem Müll, Chipstüten, Bier- und Schnapsflaschen. Zwischendrin ein paar kleine Plastiktütchen, die szenetypisch zum Verkauf von Cannabis genutzt werden. Nicht schön, nur wenig bedrohlich, aber auch erst der Anfang.

Wenige Meter weiter führt ein ausgetretener Pfad in ein spärlich bewachsenes Gebüsch. Eine mit allerlei menschlichem Un-

rat verdreckte Matratze, benutzte Einmallöffel zum Zubereiten von Crack oder Heroin, Blutspritzer, benutzte Kondome, Fäkalien in der Ecke. Was auch immer man sich in dunklen Fantasien ausmalen kann, hier ist es bereits passiert. Prostitution für den schnellen Schuss ist keine Seltenheit, sondern gehört zum Geschäft.

Noch einmal wenige Meter östlich entlang der verwucherten Mauer des ehemaligen Friedhofes mehren sich die offenen Spritzen, blutverschmierte Taschentücher und menschliche Fäkalien. In den Jahren 2018 und 2019 wurde ein Großteil der insgesamt über neuntausend in Neuköllner Grünanlagen und Spielplätzen gefundenen Spritzen hier aufgesammelt. 2020 waren es im gesamten Bezirk Neukölln allein schon 10149. Das bedeutet nicht zwingend, dass es mehr Spritzen gab, sondern zunächst nur, dass wir mehr aufgesammelt haben. Und auch wenn jede aufgesammelte Spritze eine weniger in Kinderfüßen bedeuten kann, bin ich damit nicht wirklich zufrieden.

Warum ist das so? Warum gerade hier? Suchtkranke Menschen suchen sich nicht aus, wo sie konsumieren. Wer einmal die Konsumenten im U-Bahnhof Schönleinstraße betrachtet, sieht auf den ersten Blick: Die sind vollkommen am Ende. In der Drogensucht richtet sich alles, wirklich alles im Leben nach einem einzigen Ziel aus: dem nächsten Schuss. Es gibt keine langfristige Planung, keine Frustrationstoleranz, keine Strategien zum Umgang mit Rückschlägen oder gar die Bereitschaft zum auch noch so kurzen Verzicht. Die Mobilität der Händler bestimmt die Konsumorte. Suchtkranke Menschen sind also mindestens genauso mobil wie ihre Dealer. Bis sie ihr Gift gekauft haben. Dann bewegen sie sich keine zweihundert Meter weit, sondern suchen den nächsten – aus ihrer benebelten Sicht – halbwegs geeignet erscheinenden Ort. Sobald die Drogen verfügbar sind, werden sie konsumiert. Sofort, unverzüglich. Auf dem Spielplatz, im Hauseingang, hinter der Kita oder auf dem Schulgelände. Im Gebüsch

im Anita-Berber-Park. Oder auch direkt gegenüber vom Rathaus auf einer der belebtesten Straßen des Bezirks.

Das führt dazu, dass meine bezirkliche Suchthilfekoordination mit wenigen Wochen Abstand kleinteilig nachvollziehen kann, wohin die Drogenhändler und mit ihnen die Konsumenten abgewandert sind. Vom S-Bahnhof Neukölln entlang der Ringbahn zur Sonnenallee oder zur Hermannstraße. Vom Hermannplatz mal in Richtung Kotti zur Schönleinstraße – wo sie fast immer anzutreffen sind – oder in Richtung Süden zur Leinestraße, zum Anita-Berber-Park und den angrenzenden Friedhöfen. Immer entlang der U- und S-Bahnlinien, die höchste Mobilität im ewigen Katz-und-Maus-Spiel mit der Polizei versprechen.

Der Bezirk kann letztlich nur wenig tun. Wir haben spezielle Mülleimer aufgestellt, die ein Hineingreifen verhindern und dadurch das sichere Entsorgen benutzter Spritzen ermöglichen. Ein Dutzend dieser Spritzenbehälter steht mittlerweile an verschiedenen Orten in Neukölln, fast alle im Norden des Bezirkes. Wir bezahlen aus eigenen Mitteln Straßensozialarbeiter, die mit den suchtkranken Menschen in Kontakt treten und sie zu einem »sozialverträglichen Konsum«, also in Konsumräumen anstatt in Treppenhäusern und auf Spielplätzen bewegen sollen. Wir haben zwei Automaten aufgestellt, aus denen sich suchtkranke Menschen saubere Spritzen und anderen Konsumbedarf ziehen können. Weil sie in ihrer Sucht sonst Spritzen teilen oder mehrfach verwenden und damit das Risiko erhöhen.

Kommunale Politik muss in solchen Fragen undogmatisch sein. Ich finde den Konsum falsch, will aber den Menschen trotzdem eine Chance geben, ihn zu überleben. Nicht wenige missverstehen das als Billigung oder gar Unterstützung der Sucht. Ich sehe es als rein pragmatisches Handeln, um Leben zu retten. Gleichzeitig habe ich in meinen zwölf Jahren als Gesundheitsstadtrat vermutlich Dutzende Briefe an die zuständige Senats-

verwaltung geschrieben, man möge doch endlich mehr gegen den Konsum in aller Öffentlichkeit tun. Meistens war es vergeblich, hin und wieder kam nicht mal eine Antwort.

Das eigentlich Absurde an der ganzen Situation: Die Bezirke in Berlin sind für illegale Drogen gar nicht zuständig. Meine Suchthilfekoordination, die viele Jahre aus genau einer halben Stelle bestand, ist eigentlich verantwortlich für legale Suchtmittel: Alkohol, Tabak, Glücksspiel und Medikamente. Für diese Fälle sollen wir Beratungsstrukturen schaffen, die Selbsthilfe ermöglichen, Aufklärung leisten und Projekte anstoßen. Besonders starke Auffälligkeiten in diesen Bereichen gibt es in Neukölln nicht. Es gibt sogar weniger akute Alkoholvergiftungen als im Durchschnitt der Stadt. Für Muslime ist Alkohol *ḥarām* und darum insbesondere bei sehr vielen Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Bezirk, die stattdessen auf Medikamente zurückgreifen, kaum ein Thema. In anderen Städten macht gerade diese Altersgruppe einen großen Teil der wegen akuter Alkoholvergiftung stationär aufgenommenen Patienten aus. Stattdessen gibt es einen überdurchschnittlichen Anteil von Störungen durch chronische Alkoholabhängigkeit. Also Menschen, die viele Jahre krankhaft trinken und dann Hilfe benötigen. Ein Symptom der generell schwachen Sozialstruktur im Bezirk und ein besorgniserregender Blick auf die sozialen Probleme außerhalb der migrantischen Subkultur.

Der Tabakkonsum ist ebenfalls rückläufig und mittlerweile weniger verbreitet als im Rest der Stadt. Dennoch erkranken und sterben sehr viel mehr Neuköllnerinnen und Neuköllner an seinen Auswirkungen: eine Spätfolge des weit verbreiteten Rauchens in der Vergangenheit, das erst seit wenigen Jahren langsam zurückgeht. In diesen Bereichen gäbe es viel Potenzial, Lebensjahre und Lebensqualität zu gewinnen. Doch da wir uns wegen der schweren Begleiterscheinungen von Drogensucht auf

die illegalen Drogen konzentrieren (müssen), kann dieses Potenzial nicht gehoben werden.

Denn der absolute Schwerpunkt liegt auf den Opioiden, allen voran Heroin. Bis zu zweitausend Menschen in Neukölln sind von dieser Droge abhängig, oft schon infolge eines einzigen Konsums. Die Zahl der Behandlungen infolge einer Vergiftung mit Opioiden ist mehr als dreimal so hoch wie im Berliner Durchschnitt. Im Nachbarbezirk Treptow-Köpenick gibt es pro 100 000 Einwohner 14,5 vollstationäre Krankenhausaufenthalte durch Opioidkonsum im Jahr. In Neukölln sind es 105,5. Diese Zahlen sind nur schwer greifbar. Aber versuchen wir es mal. Stellen Sie sich bitte ein Krankenzimmer mit vierzehn Betten vor. In jedem von ihm liegt ein Einwohner von Treptow-Köpenick mit schwersten Folgen seines Heroinkonsums. In Neukölln liegen in jedem dieser Betten sieben Personen. »Sie stapeln sich«, kommt Ihnen jetzt vielleicht in den Sinn. Und so ist es auch.

Zwischen 2004 und 2014 hat sich diese Zahl verdreifacht. Diesem Hellfeld, das sich durch beobachtbare und dokumentierte Krankenhausaufenthalte speist, steht ein Dunkelfeld gegenüber, das nach Expertenschätzung noch weit größer ist. Und man muss kein ausgewiesener Experte sein, um das zu wissen.

Cannabis spielt eine untergeordnete Rolle und ist in Neukölln vermutlich nicht überdurchschnittlich verbreitet. Vorsichtige Annahmen gehen davon aus, dass um die dreitausend Neuköllnerinnen und Neuköllner täglich Cannabis konsumieren und dass achtzehnhundert Menschen im Alter von fünfzehn bis vierundsechzig Jahren davon abhängig sind. Es gibt keinen Grund, das zu verharmlosen. Entgegen vorherrschender Legenden der Harmlosigkeit dieser Droge werden in Neukölln jedes Jahr bis zu siebzig Menschen infolge ihres Cannabiskonsums wegen psychischer und Verhaltensstörungen stationär aufgenommen. Seit 2004 hat sich dieser Wert mehr als verdreifacht. Die Haltung der letzten Bundesregierung, Cannabis nicht als weitere legale

Droge freizugeben, ist deshalb aus gesundheitspolitischer Sicht absolut richtig. Auch wenn ich den Kampf gegen Windmühlen, den Polizei und Justiz wegen dieser Droge führen, sehe und die Frustration der Männer und Frauen der Berliner Polizei auf der Straße mehr als teile: Wer hier einfache Lösungen verspricht, lügt oder hat keine Ahnung.

Noch einmal zurück zur Berliner Drogenlinie, der U8. Wer vom Anita-Berber-Park wieder in Richtung Norden fährt und eine Station hinter dem Hermannplatz aussteigt, kommt zum schlimmsten Drogenloch der Stadt, dem U-Bahnhof Schönleinstraße. Das menschliche Elend ist hier kaum auszuhalten. Das gilt auch für die Anwohnerinnen und Anwohner, die trotz Vermüllung, Lärm und schlechter Luftqualität eigentlich gerne hier wohnen. Es ist ein pulsierender und moderner Kiez mit jungen Familien, die sich zunehmend um ihre Nachbarschaft kümmern. Aber wenige Meter unter der Erde findet rund um die Uhr Konsum statt. Offene Spritzen bei laufendem U-Bahnverkehr, auf den Bänken in der Mitte des Bahnsteigs und auf den Zwischenebenen in Richtung Ausgang wird Crack und Heroin aus Alufolien geraucht, und der Dealer des Vertrauens steht grinsend daneben. Selbst die tolerantesten und verständnisvollsten Menschen meiden diesen Bahnhof, wenn es irgendwie geht.

Einer von ihnen ist Silvio, dessen Erlebnisse mich sehr bewegt und massiv geärgert haben. Er kam Mitte der Neunzigerjahre aus Brasilien zum Studieren nach Berlin und ist nach seinem Abschluss an der Technischen Universität als Ingenieur hiergeblieben. Ein hochgebildeter, zurückhaltender und zuvorkommender Mann und Familienvater, der sich für seine Nachbarschaft interessiert und bei einem Gespräch vor seinem Haus von allen Seiten höflich und respektvoll, aber gleichzeitig auch vertraut und freundlich begrüßt wird. Ein Mann, dem man das Engagement für seinen Kiez glaubt, der es lebt. Ein Mann von der Art, wie sie in Neukölln dringend gebraucht wird.